

Der Steckbrief : Notizen eines manipulierten Menschen

Autor(en): **Saal, Benno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1965)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420791>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Steckbrief

Notizen eines manipulierten Menschen

Von Benno Saal

Den Steckbrief fand ich an der Innenseite unserer Kleiderschranktür. Man hatte ihn — wie sein Name es sagt — hinter die Schnur gesteckt, die meine vier Krawatten trägt. Da ich als Autoritätsperson nur den Sonntag mit offenem Hemdkragen verbringen kann, hängen am Samstagabend an dieser kurzen Schlipsleine vier sorgfältig aufgereichte Krawatten: eine stolze hechtgraue, mit Silberfäden durchwirkte Festtagskrawatte, eine dunkelblaue mit roten Schrägstreifen und eine hellgrüne mit dunkelgrünen Seifenblasen übersät, und schließlich baumelt da noch, einer braunen Schlangenhaut gleich, ein verschlissener, verknoteter Schlips, der wohl ausgedient hat. Aus Reinlichkeitsgründen mußte ich den Knoten immer weiter unten ansetzen. Da jetzt das glatte Ende nur noch handbreit ist, bleibt für diese sicher zu radikal getragene Krawatte die winzige Chance einer überraschenden neuen Mode.

Doch zurück zum Steckbrief! Eine kritische Analyse meinerseits entlarvte ihn bald. Es war ein ganz gewöhnlicher Zeitungsausschnitt, und der eigentliche Brief an mich war ein eindringlicher Werbetext. Ich las mit wachsendem Groll die fettgedruckte Gewissensfrage: „Was müssen Sie tun, damit Sie kein ‚Krawatten-Muffel‘ sind?“ Die aufschlußreiche Antwort: „Sie müssen regelmäßig die Krawatte wechseln!“ Und weiter (ein bißchen kompliziert, fand ich): „Am Montag eine andere als am Sonntag, am Dienstag eine andere als am Montag — das macht sieben für jede Woche. Für jeden Anzug zwei, drei passende... dann werden Sie nie ein ‚Krawatten-Muffel‘ sein, sondern immer als ein Mann gelten, der etwas auf sich hält.“ Der anzügliche Schlusssatz ließ mich mit den Zähnen knirschen. Wütend schluckte ich auch noch

die kleingedruckte Fußnote: „Neue Krawatte, neuer Mann....
Trag nicht die von gestern!“

Natürlich konnte dieser Nasenstüber nur von Gunhild, meiner Frau, kommen. Sie hat nämlich nicht nur einen sehr kriegerischen Namen, sondern schwärmt immer wieder davon, die teuersten Krawatten zu sammeln. ‚Ein Muffel also‘, dachte ich verbissen. Muffel, Muff, muffig — das hieß ja doch: schimmelig, moderig. Muffeln, muffen, müffeln — da steckte glasharte Etymologie dahinter. Ich knirschte noch einmal vernehmlich mit den Zähnen, und schon fielen mir auch noch französische Brocken ein: mufle, moufette; das zweite bedeutet nach meinem dicksten Wörterbuch: böses Grubenwetter. Was meinen Ärger erheblich steigerte.

Plötzlich wurden meine Ohrläppchen brennend heiß. Ich stieß einen Freudenschrei aus, denn ich wußte sofort, daß dies ein verlässliches Zeichen für einen entstehenden guten Gedanken war. Ich stürzte singend in die Küche; umarmte meine ganze Familie, und nachdem ich meine Frau etwa zehnmal auf die Nase geküßt hatte, legte ich los: „Das gibt ein Buch“, schrie ich, „ein ausgezeichnetes, ausgewachsenes Werk! Ein schonungsloses Kulturdokument für heranreifende helllichtige Generationen... Die Unkultur werde ich registrieren, die doppelzüngige Dutzendwahrheit des Reklamegroßmauls werde ich bloßstellen, hahaha... all das sprachliche Machwerk soll seinen unbarmherzigen Richter finden...“

Lange rang ich nach Luft! Erst als meine Frau meine Hände gereizt tätschelte, wurde ich ruhiger. Ich beglückwünschte sie zu der toll-llen Idee des Zeitungsausschnittes, des Steckbriefes. Gunhild blickte mich funkelnd an, sie sah sich um meine Verlegenheit betrogen. Mit spitzen Worten erklärte ich ihr, wie fest ich auf einmal entschlossen sei, gegen die verlogene, aufgeputzte und -geputzte *Werbesprache* vorzugehen. Die in der Alchimistenküche der Texter und Marketing-Playboys gebrauchte polypenhafte Sprache wollte ich zwischen die Schere nehmen, zerschnippeln, verstümmeln, vertilgen... Kein ‚Wörterbuch des Unmenschen‘ galt’s hier zusammenzustellen, sondern meine Scherenschnitte sollten als geschwätziges Lochkarten aussagen, wie „*der Affe in uns richtig angesprochen wird*“. (So etwa hat man sich im Jahrbuch der deutschen Werbung 1964 ausgedrückt.) Es hieß also Steckbriefe sammeln, und das war kinderleicht. Und traurig, denn all diese wie mit Saugnäpfen versehenen Texte offenbaren bei ern-

ster Betrachtung eine sprachliche, moralische und künstlerische Leblosigkeit. Zertrümmert man diese Sprache, um einen menschlichen Kern zu finden, so zerbrechen hohle Welten wie taube Nüsse.

Als Verbraucher in einer modernen, klinisch-sauberen Wohnmaschine brauche ich auch Toilettenpapier. Mußte aber der zur Konsumsteigerung auf den Werbeplan gerufene Psychologe so weit gehen und sehr astreiche Mathematik in diese Intimsphäre bringen? Hier die Rechenaufgabe: „Die hygienisch-folienverpackte Haushaltpackung mit 888 (!) Blatt reicht für drei Personen rund fünf Wochen!“ Nun sind wir aber zu viert! Meine Neugier auf ein ganz neues, sagen wir dezenterweise: sanitäres Gefühl hat schließlich meine aussichtslose, verzweifelte Rechengymnastik besiegt, und ich erfuhr weiter, daß dieses von mir ‚souverän‘ gewählte Papier durch ein „betörendes Anschmiegen“ und durch seinen „zarten Charakter“ Weltruf (!) genieße. (Wann haben denn diese Kramladen-Psychologen den Charakter im Toilettenpapier eigentlich entdeckt?) Bei dem Wort Weltruf jedoch dachte ich traurig an Mozart, an Modigliani, an Gogol und an de Gaulle...

Nach dem Krawattenboom zu Hause ahnte ich nicht, daß mir im Hinblick auf meine Public Relations weitere sehr bittere Lektionen bevorstanden. Wochenlang kam mir's wie mit Feuerschrift überall unter die Augen: „Übrigens, man geht nicht ohne Hut!“ Und dabei bin ich so stolz auf meine dichte, ohne medizinisch-kosmetisches Kopfwasser gespülte Mähne. Ich blieb hart; noch immer gehe ich ohne Hut! Vorgestern aber entdeckte ich in einer Zeitschrift einen bestimmt auf meine Ratio und Irratio gezielten Angriff heimtückischer Natur: „Wer seinem Hut das Wasser reichen will, hat alle Hände voll zu tun.“ Rund zweihundert Liter Wasser braucht man für nur einen einzigen „griffig weichen“, eleganten Hut. Das Hutproblem ist bei solch umwälzenden Erkenntnissen und interessanten Gegebenheiten für mich in eine neue Phase getreten, ich kann's nicht leugnen.

Gern gebe ich auch zu, daß mich neben dem Hutproblem noch andere Wunden zwicken, die die Werbepeitsche mir mit dreistem Schwung geschlagen hat. Jeden Morgen umkämpft mein Elektro-rasierer die „Problemzone“ unterm Kinn. Soll ich vier Franken dranwagen und das Vor-Rasieren VRW 2 zu Hilfe nehmen? Das sei so „klar, hart und männlich“! Und wer will das nicht gern

sein?! Aber vielleicht ist „langöliger“ Nach-Rasur-Sud „effekt-sicherer“ ...

PS. Heute morgen ist mir wieder eine geniale — scheint es — Idee gekommen. Bevor ich den hundertfältigen „Anreißern“ der unter-, hinter- oder überschwellig gesteuerten Werbung das kopflose Vertrauen unserer Wohlstandsgeneration mit entgegenbringe, werde ich erst einmal diese vornehm-anbiedernden, verschämt-harten und gummihammerhaften Schlagworte kleinlich analysieren. Dem ganzen Bluff will ich meine unbescholtene Stirn bieten und die Arten, besser: die Un-Arten dieser *neuen Gaunersprache* beschreiben, anprangern. Währenddessen werde ich jedoch dulden müssen, daß meine beiden Söhnchen „glückliche Milch von glücklichen Kühen“ trinken. (,Die Tat“)

Weiter ohne Erziehung zum Sprechen?

Unter diesem Titel hat im letzten Heft (6/1964, S. 164 ff.) *Armin Ziegler* die nachgerade dringende Forderung nach zureichender Ausbildung unserer Lehrer (und dann ihrer Schüler) im lebendigen, namentlich mündlichen Gebrauch des Hochdeutschen gestellt.

Der Rektor der Eidg. Technischen Hochschule sagte: „Die Schwerfälligkeit, Verschwommenheit, ja Fehlerhaftigkeit der Ausdrucksweise, wie man sie selbst beim akademisch Gebildeten täglich antrifft, mahnt zum Aufsehen“ (ebendort S. 162).

Wir geben hier einer weitem Stimme Raum. Die Auseinandersetzung soll weitergehen. (Beachten Sie auch den „Sprechspiegel“ in diesem Heft.)

Schriftl.

Die ältere Generation der Mittelschullehrer erinnert sich noch daran, mit welcher Tatkraft Dr. Hans Fischer, der am 1. Dezember 1963 80 Jahre alt geworden ist, als Bieler Rektor für die Gymnasialreform und für ein neues Maturitätsreglement eingetreten ist. Trotz starker Widerstände hatte er fürs erste an seiner eigenen Schule Ordnung geschafft, indem er das Untergymnasium der Oberstufe besser anpaßte, als es früher der Fall war. Im eigenen Hause sorgte er dafür, „daß in Unterricht, Lehre, Erziehung nichts geschieht, was nicht altersgemäß ist, daß aber gleichzeitig alles geschieht, um die Schüler in einfacher Weise auf die Aufgabe der Oberstufe vorzubereiten“.